

Nicholas Binge

Himmelfahrt

NICHOLAS
BINGE

HIMMELFAHRT

MISSION IN DEN TOD

Aus dem Englischen
von Katharina Naumann und Silke Jellinghaus

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Deutsche Erstausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage 2023

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

© 2023 Nicholas Binge

Die englische Originalausgabe erschien 2023 unter dem
Titel *Ascension* bei HarperVoyager, einem Imprint von HarperCollins
Publishers Ltd., London.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer Vorlage von

Tyriq Moore

Titelabbildung: FinePic®, München (Himmel)

Gesetzt aus der Albertina by papyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493199-4

Für Oskar, der mir beigebracht hat, immer höher zu klettern.

Ich verlasse Sisyphos am Fuße des Berges! Seine Last findet man immer wieder. Nun lehrt Sisyphos uns die größere Treue, die die Götter leugnet und die Steine wälzt. Auch er findet, dass alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Albert Camus, *Der Mythos des Sisyphos*

Vorwort

Mein Bruder ist vor neunundzwanzig Jahren verschwunden. Es geschah nicht an einem bestimmten Tag oder auch nur in einem bestimmten Monat. Es war ein Prozess, ein langsames Entgleiten – ein Bewusstsein, das sich in mir ausbreitete wie Gift, ein Splitter in meinem Hirnstamm.

1990 verpasste er Weihnachten mit der Familie, schickte keine Nachricht oder Erklärung. Er tauchte einfach nicht auf.

Ich war damals nicht gerade überrascht. Er konnte eben nicht aus seiner Haut. Harold Tunmore, ein angesehener Wissenschaftler und der Geisteshaltung nach ein Mann der Renaissance: Es gab immer irgendeine abseitige Entdeckung, den verborgenen Faden einer Geschichte, an dem er ziehen musste und dem er vor anderen Menschen den Vorzug gab. Ich verstand seine Hingabe an das Unbekannte nie ganz, lernte aber mit den Jahren, sie hinzunehmen. Man konnte eben einfach nicht auf ihn zählen. Er wohnte weit oben in seinem Elfenbeinturm.

Zur Wahrheit gehört auch, dass er sich die fünf Jahre zuvor etwas gebessert hatte und meiner Tochter Harriet damals beinahe ein richtiger Onkel war. Er tauchte zu Geburtstagen und Feiertagen tatsächlich auf und hatte außergewöhnliche und exotische Mitbringsel von seinen Reisen dabei. Er schneite zur Konsternation meiner Frau unangekündigt herein und entführte Harriet auf

wilde Ausflüge, erkundete mit ihr schottische Wälder und campte mit ihr an Seen. Ich bin mir nicht sicher, was diese Veränderung in ihm ausgelöst hatte, aber ich begrüßte sie. Es war schön, ihn nach so vielen Jahren der Abwesenheiten und Entschuldigungen häufiger zu sehen.

Vielleicht hätte ich also nicht schockiert sein sollen, als sich Harriet am ersten Weihnachtsfeiertag weigerte, aus ihrem Zimmer zu kommen, bevor er nicht aufgetaucht war. Sie war erst vierzehn, jung genug, um auf das Beste in anderen Menschen zu hoffen. Was mich angeht, ich hatte damit gerechnet. Es klingt schrecklich, aber ich hatte mich schon gefragt, wie lange es noch dauern würde, bis er uns enttäuschen würde.

Seinen ersten Brief erhielt ich Ende Februar, gefolgt von zwei weiteren im Frühling. Sie waren an Harriet gerichtet, aber nachdem sie sie gelesen hatte, gab sie sie an mich weiter, damit ich sie lesen konnte. Zuerst hielt ich sie für einen Scherz. Ihr Inhalt war so bizarr, so unplausibel, dass es an Absurdität grenzte. Jetzt begreife ich, dass das Wunschdenken war.

Sie folgten nicht chronologisch aufeinander, ein Brief auf den anderen. In jedem gab es ähnliche Gedankengänge, aber sie waren auf eine Weise bruchstückhaft und zerrissen, auf die ich mir keinen Reim machen konnte. Später dachte ich, dass es vielleicht ein Code sei, eine verborgene Bedeutungsebene des Hirngespinnsts, die wir irgendwie entschlüsseln sollten. Ich habe keine Ahnung, was Harriet seiner Meinung nach mit ihnen anfangen sollte. Ich schäme mich nicht, zu sagen, dass ich mit dem Intellekt meines Bruders nie mithalten konnte. Wir alle nicht. Als wir die Briefe meiner Schwester Poppy zeigten, zuckte sie nur mit den Schultern und sagte: »Lass es, Ben. Das ist ein Irrgarten, in dem es nur Sackgassen gibt. Ich habe schon vor Jahren aufgegeben, ihn verstehen zu wollen.«

Er kam nie zurück. Er hat nie wieder zu mir oder irgendjemand anderem Kontakt aufgenommen.

Ich wartete, ersehnte mir inbrünstig irgendein Lebenszeichen, malte mir aus, dass er sich einfach draußen in der Welt herumtrieb, Artefakte ausbuddelte und verrückte Entdeckungen machte. Mit der Zeit, nach und nach, ertappte ich mich dabei, dass ich aktiv nach ihm suchte. Zuerst rief ich alte Freunde an. Dann stattete ich Universitäten Besuche ab, an denen er gelehrt hatte. Unterdessen wuchs in mir die Sorge, brodelte unterschwellig. Ich sagte mir immer wieder, dass Harold einfach Harold war. Zu verschwinden gehörte nun mal zu den Dingen, die er tat.

Nach zwei Jahren Suche hatte ich nichts in der Hand. Es war eine Geduldsprobe. Ich verbrachte Wochen am Telefon mit der Polizei und mit Laboren, in denen er geforscht hatte. Ich reiste an Wochenenden zu alten Bekannten und Kollegen, nutzte Kontakte aus meiner Rechtsanwaltskanzlei, um die Suche voranzutreiben. Angespornt von Harriet tat ich alles, um jeder Spur zu folgen, die er hinterlassen haben könnte.

Aber es gab keine Spur.

Keine Hinweise. Keinen einzigen Fitzel einer Information. Es war, als hätte sich Harold im Winter 1990 einfach in Luft aufgelöst.

Alles, was ich noch von ihm hatte, waren die drei Briefe, nun eselsohrig und voller Kaffeefflecken. Wochenlang brüteten Harriet und ich über ihnen, saßen spätabends bis in den Morgen hinein am Küchentisch. Mit jedem nochmaligen Durchlesen schienen sie noch weniger Sinn zu ergeben.

Die Jahre zogen ins Land, und meine Frau sah zu, wie Vater und Tochter die Hoffnung verloren. Im Herbst 1998 ließen Poppy und ich ihn offiziell für tot erklären.

Es ist eigenartig, welche Erinnerungen einem haften bleiben. Noch

jetzt sehe ich mich in Gedanken versunken im Garten vor der Kirche sitzen. Die morgendliche Kühle prickelte auf meiner Haut, und ich zog meine Jacke enger um mich. Es war November. Ich sollte in zwei Tagen auf Harolds Beerdigung eine Rede halten, und ich hatte noch immer nichts aufgeschrieben.

Ich war nie besonders gut darin, über Gefühle zu schreiben – eidesstattliche Erklärungen und gerichtliche Vorladungen aufzusetzen, ist schon eher meine Sache –, aber ich wollte etwas zu Papier bringen, mit dem ich ihm Ehre erwies und sein Andenken hochhielt. Und doch wurde mein Kopf jedes Mal, wenn ich den Stift zur Hand nahm, beim Anblick des blendend weißen Papiers einfach leer. Je länger ich wartete, desto vorwurfsvoller starrten die Seiten zurück.

Die Wahrheit ist, ich habe meinen Bruder nie wirklich gekannt.

Abgesehen von den letzten paar Jahren vor seinem Verschwinden habe ich ihn kaum gesehen. In seinen Zwanzigern studierte er Medizin, mit dreißig war er Facharzt für Chirurgie. Als solcher war er immerzu beschäftigt, stets gefragt. Wenn ich tatsächlich einmal versuchte, Kontakt aufzunehmen, reagierte er mit Ausflüchten und versprach, zu einem späteren Zeitpunkt zu Besuch zu kommen. Selbst als er der Medizin den Rücken kehrte, aus Gründen, die er nie mit mir teilte, war er immer anderswo – untersuchte Felsformationen in Südamerika oder arbeitete in Indien an mathematischen Beweisen. Das Leben, das er führte, war so anders als mein eigenes, es fühlte sich an, als lebte er in einer anderen Welt – einer, in die ich nie eingeweiht wurde.

Er war ein seltsamer Junge gewesen, still und in sich gekehrt. Anfangs hielten seine Lehrer ihn für dumm. Er hatte sein kleines rundes Gesicht vor Konzentration ständig in Falten gelegt, als würde ihn alles, was er sah, verwirren. Meine Schwester und ich

waren überzeugt davon, dass in seinem Kopf irgendetwas kaputt war. Wir hatten alle unrecht. Er verarbeitete die Welt einfach anders als wir anderen. Wo wir uns mit Annahmen zufriedengaben, erblickte er Möglichkeiten. Wenn wir etwas als eindeutig empfanden, sah er Unsicherheit. Und wo wir einfach verwirrt waren, stellte er unwahrscheinliche, seltsame Verbindungen her.

In jenem Garten, in dem ich frühmorgens fröstelnd saß, unterbrach Poppy meinen Gedankenfluss und setzte sich neben mich. Sie hatte eine Flasche Rotwein und Plastikbecher in der Hand. Eine Weile sagte sie kein Wort. Sie saß einfach neben mir und starrte auf den Friedhof, auf dem sich sein leeres Grab befand.

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, flüsterte ich ihr zu.

»Es gibt niemand anderen, Ben«, antwortete sie und legte mir die Hand auf die Schulter. »Niemand hat ihn gekannt – zumindest nicht so richtig. Es gibt nur uns. Vielleicht sollten wir einfach die Erinnerungen an ihn aufschreiben, die wir haben. Das, woran wir uns deutlich erinnern. Aus der Zeit, als er jung war und wir zusammen groß geworden sind.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Er hat nie wirklich mit mir gesprochen, Pops. Selbst, wenn er Harriet besucht hat, war er immer in einer seiner eigenen kleinen Welten.« Ich schluckte schwer. »Ich glaube, ich war ihm zu langweilig.«

Sie lachte und legte den Arm um mich. Trotz meiner widerstreitenden Gefühle in diesem Augenblick spürte ich, wie meine Mundwinkel zuckten.

»Meine klarste Erinnerung an ihn«, sagte sie, »ist aus unserem Frankreichurlaub, wie er am Küchentisch saß. Wir müssen – was? – acht oder neun gewesen sein? Er kann nicht älter gewesen sein als sechs.«

»In Nizza?«

»Ja, genau. Es ist nur eine kleine Erinnerung – eine alberne

kleine Sache. Dad hatte zum Frühstück Gebäck aus der Bäckerei geholt, und du und ich haben uns darauf gestürzt, haben uns diese Croissants in den Mund gestopft, und Harold, er hat nur ... er hat seins nur angestarrt. Und dann hat er angefangen, es zu zerrupfen.«

»Oh Gott, genau. Jetzt weiß ich es wieder. Er hat nichts davon gegessen.«

»Nein, er hat es nur in zwanzig gleich große Teile gerissen und die dann auf dem Tisch zu verschiedenen geometrischen Mustern angeordnet. Das hat er anderthalb Stunden lang gemacht. Ich dachte, er spinnt.«

Ich lachte. »Er *hat* total gesponnen. Mum und ich haben immer Scherze darüber gemacht, dass er mit dreißig vermutlich einen Nobelpreis bekommen würde, aber als er dann achtzehn wurde, hörte es auf, witzig zu sein. Es hat sich eher wie eine Gewissheit angefühlt, weißt du?« Ich trank einen Schluck Wein. »Wie er einen *angeschaut* an.«

»Ach du meine Güte, dieser Blick.« Sie legte sich theatralisch die Hand an die Stirn. »Weißt du noch, dieser Blick?«

»Wie könnte ich den vergessen? Als würde er versuchen, einen zu durchleuchten. Er hat die ganze Welt so angeschaut.«

Sie nickte. »Als würde auf der Haut des Universums irgendeine Art von Bedienungsanleitung stehen, die nur er allein lesen konnte, wenn er sich genügend konzentrierte.«

Wir blieben eine Weile sitzen, und eine angenehme Wärme durchströmte mich – die weiche Hitze liebevoller Erinnerungen. Nach ein paar tröstlichen Gläsern Wein half Poppy mir, und wir schrieben die Grabrede für ihn gemeinsam. Ich hielt sie im Rahmen einer kleinen und traurigen Zeremonie. Die meisten Anwesenden kannten meinen Bruder nur dem Namen nach.

Ich vergaß meinen Bruder nie, lernte aber, ihn an den Rand meines Bewusstseins zu schieben. Es dauerte ungefähr zehn Jahre, bis ich wirklich akzeptieren konnte, dass er tot war, aber schließlich war ich tatsächlich davon überzeugt, wenn auch nur, um mir meine geistige Gesundheit zu bewahren.

Dann rief mich vor neun Monaten aus heiterem Himmel mein Freund Mikey an. Die Unterhaltung kann nicht länger als fünf Minuten gedauert haben, aber sie hat sich mir ins Gedächtnis eingebrannt.

»Hi, spricht da Ben Tunmore?«

»Am Apparat.«

»Hier ist Mike Hart. Du weißt schon, Mikey. Von King's.«

»Mikey? Meine Güte – bist du es wirklich? Wir haben ja seit Ewigkeiten nichts mehr voneinander gehört. Ein halbes Leben lang. Wie geht's dir, Mann?«

»Gut. Ja, gut. Hör mal – ich würde gern mal wieder richtig mit dir reden, wirklich, aber es gibt da etwas, was ich dir sagen muss.«

»Okay, klar.« Ich konnte hören, wie angespannt seine Stimme klang.

»Ich war gerade in St. Brigid, einem Heim.«

»Aha.« Ich runzelte die Stirn. »Wo ist das?«

Er zögerte kurz. »Surrey. Ich meine, eigentlich schon mehr Epsom. Es ist ein ... na ja, also, es ist eine psychiatrische Klinik. Eine psychosoziale Einrichtung, weißt du. Langzeitunterbringung für Verrückte. Also, es ist so ... Ich gehe da relativ häufig hin, um meine Oma zu besuchen.«

»Mikey, worum geht es eigentlich?«

»Zuerst dachte ich, ich würde mich täuschen. Aber ich weiß noch, wie ich dich einmal in den Ferien oben an den Lakes besucht habe, und er war einen Teil des Sommers über dabei. So einen Mann vergisst man nicht, auch nicht nach so vielen Jahren. Er

hatte diesen Blick, diese Art, einen anzusehen, als würde er versuchen, etwas herauszufinden. Aber dann fiel mir ein, dass Toby mir erzählt hatte, er wäre schon vor Jahren gestorben.«

Meine Hand umklammerte das Telefon. »Wovon zum Teufel sprichst du?«

»Von deinem Bruder, Ben. Er ist dort. Da bin ich mir sicher. Ich würde diesen Blick immer wiedererkennen.«

Meine Fahrt von Windermere nach Surrey dauerte etwa sechs Stunden, auch wenn sie sich anfühlte wie ein ganzes Jahrzehnt. Oder eine historische Epoche. In meinem Kopf schwirrten so viele Fragen, ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte. Ich konnte mich auf nichts konzentrieren, nur ein einziger Gedanke übertönte alle anderen: *Verlass dich auf gar nichts, bis du ihn gesehen hast. Wenn er wirklich am Leben wäre, wäre er über siebzig, wahrscheinlich für andere kaum wiederzuerkennen. Es ist vermutlich alles ein Irrtum. Mikey hat Harold nicht mehr gesehen, seit wir Kinder waren.*

Ich sagte mir das wieder und wieder vor, wie ein Mantra.

Bei meiner Anfahrt auf das Gebäude zu konnte ich immer genauer die viktorianische Architektur des St.-Brigid-Heims erkennen, die sich in Steinbogenfenstern und Türmchen zeigte. Mikey hatte mir erzählt, dass ein Großteil des Krankenhauses schon beinahe verfallen war und inzwischen nur noch zwei der ehemaligen Villen genutzt wurden – in denen insgesamt fünfundfünfzig Vollversorgungspatienten lebten.

Ich stieg aus dem Wagen, und die Frontfassade des Gebäudes ragte vor mir auf. Sie hieß mich in schneidendem Wind und beißender Kälte willkommen. Ich hüllte mich in Mantel und Mütze, was allerdings wenig half, die Kälte aus meinen Knochen zu vertreiben.

Ich musste das schmiedeeiserne Tor aufschieben, das geschlos-

sen, aber nicht abgeschlossen war. Es ragte mehrere Meter hoch über mir auf. Ich ging hindurch, als eine Bö heranfegte und es scheppernd hinter mir ins Schloss warf. Ein metallisches Kreischen hallte durch den mit Gras bewachsenen Innenhof.

Ich drehte mich um und blickte auf die Straße hinter mir. Abgesehen von meinem alten Wagen lag sie wie ausgestorben da. Ich senkte den Kopf und wandte mich nach vorn. Das einzige Geräusch war das Knirschen meiner Stiefel auf dem Kiesweg.

Nachdem ich an die Tür geklopft hatte, erschien eine kleine Pflegerin mit einem wenig einladenden, mürrischen Gesichtsausdruck.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich komme, um einen Ihrer Patienten zu besuchen.«

Sie runzelte die Stirn. »Ich habe Sie hier noch nie gesehen. Eigentlich kommt niemand her, der vorher noch nie da gewesen ist. Wir haben keine neuen Patienten. Sie sind alle seit Jahrzehnten bei uns.«

Ich nickte. »Das ist mir bewusst. Aber ich glaube, ich kenne vielleicht jemanden dadrin. Jemanden, von dem ich nicht wusste, dass er hier ist.«

»Wie heißen Sie?«

»Benjamin Tunmore.«

»Und wie heißt die betreffende Person?«

»Harold Tunmore.«

Ihre Lippen zogen sich zu einem kleinen Kreis zusammen, ihr Blick wanderte zu meinen Füßen und von dort wieder aufwärts. »Nie von ihm gehört.« Sie machte Anstalten, die Tür zu schließen, aber ich tat einen Schritt nach vorn und schob meinen Fuß in den Rahmen. Die schwere Holztür prallte dagegen.

»Also hören Sie mal ...«, setzte die Pflegerin an.

»Bitte.« Ich legte eine Hand an den Türrahmen. »Bitte, ich habe

aus verlässlicher Quelle erfahren, dass mein Bruder hier sein könnte. Ich habe ihn seit beinahe dreißig Jahren nicht mehr gesehen.« Und da sie ein letztes Quäntchen Nachdruck zu benötigen schien, fügte ich hinzu: »Bitte.«

Ihre Lippen pressten sich aufeinander, und ihr Blick huschte nach links und rechts. »Na gut. Aber schwingen Sie vor meinen Patienten keine großen Reden, ohne dass ich Ihnen die Erlaubnis dazu gebe. Wir leben hier in einem empfindlichen Ökosystem. Ausgewogen. Und alles Mögliche kann es aus dem Gleichgewicht bringen.« Sie zeigte mit dem Finger auf mich. »Sie schauen nur. Sie reden nicht.«

Ich nickte und folgte ihr einen steinernen Flur entlang. Die Kälte wich schnell einer Wärme, die vom Boden aufstieg. Gemalte Porträts von Gründern der Einrichtung säumten in verzierten Goldrahmen die Wände, auf keinem der Gesichter war ein Lächeln auszumachen. Man hörte das knisternde Geräusch eines Feuers und das sanfte Klimpern eines Klaviers. Ich zog meinen Mantel aus und folgte der Pflegerin in ein großes Wohnzimmer, in dem sich etwa zwanzig Menschen verteilt hatten.

Die meisten saßen oder standen stumm da, starrten vor sich hin oder durch die hohen Fenster in den Nebel hinaus, der über die Felder zog. Eine ältere Dame spielte Klavier – langsam, umsichtig –, und man hörte das Rascheln der Zeitungen, die einige Männer vor dem Kamin durchblätterten.

»Sehen Sie?«, sagte die Krankenschwester mit einer Stimme, die mich beinahe zusammenzucken ließ. »Ein empfindliches Ökosystem. Warten Sie hier. Ich muss mit der Chefin sprechen.«

Als mein Blick über die betagten Bewohner glitt, fiel mir auf, dass sie alle für sich blieben. Ob sie nun auf die windgepeitschten Bäume hinausblickten oder still auf einem der viktorianischen Plüschsofas saßen, keiner unterhielt sich mit einem anderen oder

schien auch nur die Anwesenheit der anderen wahrzunehmen. Ein scharfer Schmerz durchzuckte mich, der von einem Gefühl des Verlusts herrührte. Das hier fühlte sich an wie ein Heim für verlorene Seelen, für Geister, die nirgendwo anders einen Platz fanden.

Da sah ich ihn.

Ein älterer Herr saß in einer Zimmerecke in einem großen roten Sessel hinter einem Mahagonitisch. Er starrte mit neugieriger Intensität auf ein Schachbrett, auf dem alle Figuren aufgestellt waren, ohne dass gespielt wurde. Ich trat ein paar Schritte näher, mein Herz setzte aus, und sein Kopf hob sich. Sein Blick senkte sich in meinen.

Das war der Moment, in dem mir klar wurde, dass Mikey sich täuschte. Nicht, was meinen Bruder anging, nein, das war definitiv Harold, aber was den unverwechselbaren Blick betraf. Es war nicht der, den ich kannte. Die Augen waren anders, als wäre in Harold irgendetwas abhandengekommen – oder ersetzt worden.

Ich eilte zu ihm hinüber, bemühte mich, leise zu sprechen. Trotz meiner Aufregung überkam mich eine eigenartige Beklemmung. Das Gefühl, dass etwas nicht stimmte.

»Harry!« Er wandte den Blick nicht von mir ab. »Harry, ich bin's. Harry, du lebst!«

Er spitzte die Lippen, als kaute er auf einem Wort herum, von dem er nicht wusste, wie er es aussprechen sollte. Ich wartete gespannt. Als er endlich den Mund öffnete, fragte er:

»Leben die Ameisen noch?«

Ich blinzelte. »Was?«

»Das ist eine Frage der Definition, oder nicht?« Seine Stimme klang heiser und brüchig. »Eine Frage der Semantik. Es *ändert nicht die Tatsache*.«

»Ich ...« Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach. »Nein, vermutlich nicht.«

»Lebt das Meer noch?« Er starrte zu mir auf, seine braunen Augen waren feucht.

»Ich weiß nicht, Harold.«

Er seufzte – ein tiefes, überdrüssiges, kraftraubendes Seufzen, das wirkte, als entweiche mit ihm Harolds gesamtes Wesen.

»Ich auch nicht, Ben.« Er schüttelte den Kopf. »Ich auch nicht.«

Bei der Nennung meines Namens schlug mein Herz schneller. Er wusste, wer ich war. Jetzt musste ich ihn nur noch aus dieser Einrichtung holen. Ihn nach Hause bringen, wo wir uns um ihn kümmern könnten. Dann fiel mir seine rechte Hand ins Auge: Er hatte drei Finger verloren, nur noch sein Daumen und sein Zeigefinger waren da.

»Mr Tunmore.« Eine Stimme barst durch den Raum. Ich drehte mich um und erblickte die erste, kleine Pflegerin, die neben einer hoch aufgeschossenen Frau stand. Diese hielt ihr Klemmbrett beinahe so unnachgiebig, wie ihre Stimme klang. »Können wir sprechen?«

Ich wandte mich wieder zu Harold um, mein Kopf schwirrte. Es war schwer, ihn nach all diesen Jahren zurückzulassen, wenn auch nur kurz.

»Ich bin nur einen Moment da drüben, okay? Ich gehe kurz in ein anderes Zimmer, bin gleich wieder da.«

Er ignorierte mich und wandte sich wieder seinen Schachfiguren zu. Die hagere Frau winkte mich durch die Tür in ihr Büro und bot mir an, mich zu setzen. Das weiß gestrichene Zimmer passte nicht zu dem Gebäude außen herum – wenn nicht das Klimpern des Klaviers bis hierhin zu hören gewesen wäre, hätte ich kaum geglaubt, im selben Haus zu sein.

»Ich bin Dr. Stanner.« Sie beugte sich vor und blickte mich direkt an. »Was führt Sie zu uns?«

»Das da ist mein Bruder.« Ich deutete in Richtung des großen

Raums, den wir gerade verlassen hatten. »Mit dem ich gesprochen habe. Das ist Harold Tunmore. Er war ... also, er wird seit fast dreißig Jahren vermisst. Ich dachte, er wäre tot.«

Sie hob die Augenbrauen. »Ist er es tatsächlich? Er ist einer unserer ältesten Patienten in dem Sinne, dass er schon lange hier ist. Niemand hat im Hinblick auf seine Familie je etwas herausgefunden.«

»Tja, ich bin seine Familie. Sein Bruder. Ich bin hier und kann ihn jetzt mit nach Hause nehmen.«

Dr. Stanners Augenbrauen zogen sich zu einem Strich zusammen. »Also, ich kann auf alle Fälle eine gewisse Ähnlichkeit erkennen, aber ich habe große Zweifel, dass das möglich sein wird, Mr Tunmore. Er benötigt *eine Menge* Pflege. Mehr, als Sie vermutlich zu leisten imstande sein werden, wenn Sie keine Vollzeitpflegekraft einstellen.«

»Was fehlt ihm?«

»Er hat eine ganze Palette paranoider Wahnvorstellungen. Oft wird er unruhig und gelegentlich gewalttätig. Manchmal ist er vollkommen unkommunikativ. Wenn Sie nun also mit Unterlagen wiederkommen könnten, die Ihre Verwandtschaftsbeziehung belegen ...« Ihre Augen verengten sich misstrauisch, während sie fortfuhr: »Bilder. Vielleicht alte Ausweisdokumente. Beweise einer lange zurückreichenden Verbindung. Dann kann ich mit Ihnen seine Akte durchgehen. Es wird ... dauern.«

Mein Bruder war kein gesunder Mensch. Während seines Aufenthalts in St. Brigid hatte er schizophrene Episoden und heftige psychotische Momente durchlebt, in denen er überzeugt gewesen war, dass ihn jemand oder etwas beobachtete oder kontrollierte.

Ich beschloss, in den kommenden Wochen in Epsom zu bleiben. Mit vierundsiebzig war ich im Ruhestand und konnte mir

diesen Luxus leisten, und eine Kurzzeitunterkunft war nicht allzu teuer. Ich rief Poppy an, aber sie machte gerade Urlaub in den Vereinigten Staaten. Wir beschlossen, dass ich in Harolds Nähe bleiben sollte, bis wir entscheiden konnten, was wir tun wollten.

Ich besuchte ihn jeden Tag, und er erkannte mich jedes Mal, schien hingegen keinerlei Interesse daran zu haben, mir irgendeine meiner Fragen zu beantworten. Seine Finger waren eindeutig amputiert worden, und später erfuhr ich, dass er tiefe Narben hatte, die sich senkrecht über seine gesamte Brust zogen. Es spielte jedoch keine Rolle, wie oft ich ihn danach fragte, was passiert war. Wenn er nicht antworten wollte, schwieg er beharrlich.

Gelang es mir, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, verstand ich nicht, wovon er sprach. Er erwähnte noch ein paarmal Ameisen, oft sprach er von Oktopussen.

Wir spielten Schach, und beim Aufstellen der Figuren legte er eine eifrige und glühende Begeisterung an den Tag. Seine Hände bewegten sich flink, unbehindert von seinen fehlenden Fingern, und seine Augen huschten gierig über das Spielbrett, während er sorgfältig jede Figur auf ihre Position stellte. Aber wenn das Brett aufgebaut war, hörte er auf. Es war, als wäre das Licht ausgeknipst worden. Er ließ sich einfach zurücksinken und starrte vor sich hin.

»Sollen wir spielen?«, fragte ich. Dann zuckte er mit den Schultern oder brummte »Na gut«. Woraufhin er mich jedes Mal mit allen Anzeichen tiefster Langeweile erbarmungslos schlug.

»Anscheinend hast du deinen Verstand nicht verloren«, scherzte ich, nachdem er mich eines Tages in sechs Zügen matt gesetzt hatte.

»Hat damit nichts zu tun. Überhaupt nichts. Es war alles *vorge-sehen*, verstehst du? Alles *vorgesehen*.«

In der zweiten Woche hatte ich das Pech, zum Zeugen einer seiner psychotischen Episoden zu werden. Er begann heftig zu zit-

tern, als wäre ihm bitterkalt, und murmelte: »Sie kapieren nicht, was es macht. Das ist das Problem. Das ist die *Abkopplung*. Sie kapieren nicht, was es mit den *Ameisen* macht.«

Ich versuchte, ihn zu beruhigen, aber sein Gemurmel steigerte sich zu Ausrufen und dann zu Schreien. Er stand auf.

»*Sie kapieren nicht, was es mit den Ameisen macht!*«

Ich sah zu, wie die Pflegerinnen ihn mithilfe einer Spritze mit langer, dünner Nadel bändigten und den Flur hinunter zu seinem Zimmer führten. Ich folgte ihnen in der Hoffnung, von Nutzen sein zu können.

Zuvor war ich noch nie in seinem Zimmer gewesen. Es war karg und enthielt nur ein Krankenhausbett und Blumen auf dem Fensterbrett. Nicht hässlich, aber kalt – ohne jede persönliche Note. Nachdem sie ihn zum Schlafen gebracht hatten, blieb ich bei ihm, setzte mich an sein Bett.

Im Raum befand sich ein einziger persönlicher Gegenstand: eine kleine lederne Aktentasche in der Ecke. Die Pflegerinnen sagten mir, dass er sie immer bei sich gehabt habe, von Anfang an, und dass er sich sehr aufrege, wenn jemand versuche, sie anzufassen. Nachdem ich ein paar Stunden dort gesessen hatte, gewann meine Neugierde die Oberhand, und ich öffnete sie. In der Aktentasche befanden sich drei Dinge: eine Schnitzarbeit aus einem Seifenblock, eine Ausgabe von *Der Sturm* und ein dickes, lose zusammengehaltenes Bündel Papiere.

Die Schnitzerei schien eine Mutter und einen Jungen zu zeigen, war aber grob ausgeführt. Kein besonders beeindruckendes Stück Kunsthandwerk, eher etwas hastig aus der Seife Geschältes, ohne wirkliche Technik.

In der Ausgabe des *Sturms* war sichtlich viel gelesen worden, die Seiten wellten sich oder waren geknickt, mit Fingerabdrücken und Dreck verschmutzt. Der Text darin wirkte in großen Teilen

unberührt, bis auf eine einzige Seite. Am Ende des ersten Aktes und der zweiten Szene sagt Prospero zu Ariel:

Frei sollst du sein.

Wie Wind auf Bergen: Tu nur Wort für Wort,

Was ich dir aufgetragen!

Diese drei Zeilen waren mit Marker hervorgehoben, dann unterstrichen, dann mehrfach eingekreist worden. Beinahe alles andere auf der Seite war dadurch unlesbar, aber diese Worte stachen heraus, unbezweifelbar und eindeutig.

Als ich das Bündel Papiere aufschlug, spürte ich, wie sich mein Herzschlag beschleunigte, gegen die Rippen hämmerte. Die oberste Seite begann mit den Worten *Meine liebste Harriet*, und als ich weiterblätterte, wurde mir klar, dass es alles Briefe waren, Briefe an meine Tochter. Ich sah mir die Daten an und hatte das Glück, dass es mein Bruder damit ganz genau nahm. Mir fiel auf, dass sie alle aus dem Jahr 1991 stammten. Es waren die Briefe, die auf die drei folgten, die mein Bruder vor all den Jahren geschickt hatte.

Es waren Hunderte von Seiten.

Ich wollte die Briefe mit nach Hause nehmen, aber gerade, als ich sie in meine Tasche gesteckt hatte, rührte sich Harold. Ich erstarrte, kam mir wie ein ertappter Dieb vor, als hätte ich ein stillschweigendes Übereinkommen gebrochen, indem ich diesen Raum betreten und seine Aktentasche geöffnet hatte.

»Ben«, flüsterte er. Ich trat an sein Bett. Seine Augen waren matt, sein Gesicht ausgezehrt und weiß. »Ich konnte es nicht. Ich habe es versucht, aber ich ... ich hatte nicht die Kraft.«

Ich beugte mich weiter zu ihm herunter, und er nahm meine

Hand – seine fühlte sich kalt und feucht an. »Schon gut, Harry. Ich bin da.« Zu dem Zeitpunkt hatte ich schon lange aufgehört, verstehen zu wollen, was er mir sagte. Zu viele unserer Unterhaltungen hatten sich als zwecklos erwiesen. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass das, was er wollte oder vielleicht brauchte, einfach Trost und Bestätigung war. »Schon gut.«

»Sie wollte, dass ich sie ihr zeige. Vor Jahren, aber ich konnte nicht. Sie wollte, dass ich ...« Er verzog das Gesicht, als hätte er Schmerzen. Es war klar, er wusste, dass ich die Briefe hatte. Was auch immer aus ihm geworden war, mein Bruder war kein Idiot.

»Mach dir keine Gedanken, Harry«, sagte ich. »Ich bewahre sie sicher auf.«

Seine Miene verhärtete sich, seine Gesichtszüge versteinerten. »Niemand darf sie lesen.« Seine Stimme klang leise und dringlich, er drückte meine Hand so, dass seine Knöchel weiß wurden. »Wenn wir wüssten, *was wir sind* ... wenn irgendjemand es ...« Seine Stimme ging in einem trockenen Hustenanfall unter. Ich blieb bei ihm und hielt seine Hand, aber als der Husten abklang, war er wieder in Schlaf gesunken. Obwohl er nicht bei Bewusstsein war, musste ich einige Kraft aufwenden, um meine Hand aus seiner Umklammerung zu befreien. Er schlief, doch seine Brauen waren noch immer konzentriert zusammengezogen.

Seufzend verließ ich ihn und war entschlossen, am nächsten Morgen gleich wiederzukommen.

Unter der flackernden Schreibtischlampe meines gemieteten Zimmers begann ich, die Briefe zu lesen. Sie waren alt und brüchig, als wären sie klatschnass geworden und dann getrocknet. Sie ähnelten den drei anderen Briefen, mit denen ich mich vor so vielen Jahren obsessiv beschäftigt hatte. Manche waren zeitlich davor, andere danach einzuordnen, aber alle zusammen bildeten sie unbestreitbar ein Narrativ. Ich hatte das Gefühl, in die Vergangen-

heit zurückversetzt zu werden, zu diesen dunklen Abenden, an denen ich in den Worten versank und in ihnen einen Hinweis zu finden versuchte, den ich bislang übersehen hatte. Oder den ich nicht sehen sollte.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen Anruf aus dem St. Bridgid.

Wenn ich mich jetzt daran erinnere, ist es nicht so, als wäre ich angerufen worden. Ich entsinne mich nicht, dass mir die Ereignisse berichtet worden wären. Ich kann mir den Vorfall nur vorstellen, als wäre ich selbst dabei gewesen.

Mein Bruder brach nachts aus seinem Zimmer aus. Er begab sich mithilfe eines Schlüssels, den er sich beschafft hatte, in die Küche. Keine der Pflegerinnen wusste, woher er ihn hatte, denn ihre waren alle vorhanden. Eine erinnerte sich vage daran, dass vor zehn Jahren ein Küchenschlüssel verloren gegangen war.

Soweit die Rechtsmediziner es rekonstruieren konnten, hatte er ein Ölfass aufgebrochen, das für die alten Petroleumlampen vorrätig gehalten wurde. Er schüttete das gesamte Öl über seine Kleidung und setzte sich mit einem langen Sicherheitsstreichholz aus der Küche in Brand.

Ich weinte in dieser Nacht, aber die Tränen fühlten sich nicht echt an. Die Zeit linderte sie, und der Schock hielt sie auf Abstand. Die Wahrheit war, ich trauerte um einen Mann, den ich vor langer Zeit begraben hatte.

Ich kann nicht anders, als mir selbst die Schuld an seinem Tod zu geben. Bevor ich kam, fristete er dreißig Jahre lang eine stille und doch stürmische Existenz. Poppy versuchte, mir einzureden, dass ich ihm vielleicht auch eine Art von Erlösung verschafft habe. Vielleicht hatte auch er selbst sich lange vor seinem tatsächlichen Tod begraben, und nachdem seine Briefe – sein Geständnis – nun weitergegeben waren, durfte er endlich gehen.

Ich habe die Briefe inzwischen hundertmal gelesen. Die Geschichte, die er darin erzählt, ist ein Märchen, für dessen Authentizität ich nicht einstehen kann. Manche der Namen halten der Überprüfung stand. Einige der beteiligten Personen existierten wirklich. Andere hingegen sind nirgendwo dokumentiert. Ich enthalte mich eines Kommentars über die Ereignisse, die er beschreibt. Ich werde sie Ihnen nicht zusammenfassen – mir fehlen dazu die Fähigkeiten und die wissenschaftlichen Voraussetzungen. Was ihm zugestoßen ist, überschreitet den Bereich des für mich Fassbaren, und das kann ich akzeptieren.

Ich nahm mit Poppys Mann Jeremy Kontakt auf. Er ist der Inhaber eines kleinen unabhängigen Verlags in der Nähe von Oxford. Ich musste ihn nicht lange überreden – was als Gefallen für Poppy und mich begann, wurde bald mehr. In wenigen kurzen Monaten stellte er mit mir den gesamten Inhalt der Briefe zusammen, der ursprünglichen drei sowie derjenigen, die folgten. Wir stimmten alle darin überein, dass die Öffentlichkeit davon erfahren sollte.

Vielleicht war mein Bruder einfach nur verrückt. Vielleicht hatte seine Arbeit ihn den Verstand verlieren lassen, und diese Briefe waren nichts weiter als das letzte Gefasel eines Irren.

Aber vielleicht ist auch etwas Wahres dran.

Denn wenn das, was er in ihnen behauptet, wahr ist, wenn auch nur ein Bruchteil von dem, was er erzählt, tatsächlich passiert ist, dann könnten es gut und gerne die wichtigsten Briefe sein, die Sie jemals lesen werden.

Benjamin Tunmore, Windermere

Juli 2020

Dienstag, 22. Januar 1991

Abend

—¹

Meine liebste Harriet,

vergib mir, Vater, denn ich habe gesündigt.

Erinnerst du dich an diese Worte, Hattie? Ich gehe nicht davon aus, dass Ben dich ihnen ausgesetzt hat. Er war nie besonders gläubig. Großvater hingegen zeigte jeden Sonntag, wenn er uns als Kinder mit in die Kirche nahm, auf den kleinen Kasten in der Ecke. »Dort geht man hin, um zu beichten«, sagte Großvater. »Dort findet man Erlösung.«

Es war nie leicht, mit dem Priester zu sprechen. Erlösung ist für Kinder nicht einfach zu verstehen. Ich glaube nicht, dass wir als Sünder geboren werden, keiner von uns. Wir müssen erst herausfinden, was Sünde eigentlich ist. Ich weiß noch, wie ich in diesem kleinen Raum im Dunkeln saß und mein Herz nach einer Verfehlung durchforstete.

»Ich war in der Schule gemein zu meiner Schwester«, sagte ich. »Ich habe Geld aus dem Portemonnaie meiner Mutter gestohlen.«

¹ Anmerkung des Herausgebers: Harolds Briefe sind zumeist datiert und enthalten Adressen. Aufgrund eines laufenden Rechtsstreits jedoch sind einige der Orte in Harolds Briefen aus dieser Ausgabe gestrichen.

Nichts davon ist wirklich passiert – ich habe eigentlich niemals wirklich Regeln gebrochen –, aber ich verstand genug, um zu wissen, was ich sagen musste. Und obwohl ich sein Gesicht nicht sehen und daran ablesen konnte, ob ich es richtig machte, gab er mir meine Vaterunser und Ave-Marias auf und schickte mich meiner Wege. Und dann lächelte Dad. Ich denke, das war es vielleicht, worauf ich wirklich aus war. Dieses kleine, anerkennende Lächeln auf seinem Gesicht.

Als wir älter wurden, wurde alles schwieriger. Die Pubertät sorgte dafür, dass ich mich unbeholfen fühlte, mich bis zum Erbrechen selbst reflektierte. Echte Sünden brodelten irgendwo unterhalb der Oberfläche, nebulös und unverständlich, und ich wusste nicht recht, was ich mit ihnen anfangen sollte.

Ben hörte auf mitzugehen, aber ich nicht.

Eines Tages saß ich in diesem Kasten und sagte nichts. Mein Platz in der Welt begann, auf mir zu lasten, ich wusste nicht, wie ich ihn ausfüllen sollte. Mir fehlten die Worte, um das Schweigen in diesem kleinen Raum zu brechen, bis Pater Michaels – der mit den roten Haaren, bist du ihm je begegnet? – zu mir sagte: »Weißt du was, mein Sohn, ich kann dich nicht zwingen, etwas zu sagen. Du kommst hier jede Woche her, seit du ein kleiner Junge warst, und ich glaube, ich habe dich noch nie etwas sagen hören, was wahr war.«

»Ich ...« Mein Kopf war leer. »Es tut mir leid.«

»Es muss dir nicht leidtun. Jeder hat seine eigene Beziehung zu Gott. Die Beichte hier soll dir helfen, genauso wie ich, aber ich bin nur ein Übersetzer.«

»Ein Übersetzer für Gott?«

Er kicherte. »Nein, mein lieber Junge. Dazu ist keiner von uns in der Lage. Ein Übersetzer für dich. Manchmal braucht ein Mensch Hilfe, um seinen Gedanken Leben einzuhauchen, um sei-

nen Worten eine Bedeutung zu geben, sodass er diese Bedeutung Gott anvertrauen kann. Dein Problem, glaube ich, ist vielleicht das umgekehrte.«

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Sitz hin und her.

»Wenn ich dir einen kleinen Rat geben darf, würde ich dir vorschlagen, Tagebuch zu führen«, sagte er. »Schreib deine Gedanken auf. Nicht für mich. Nur für dich selbst. Einfach die Ereignisse des Tages, in klarer, einfacher Form.«

»Warum?«

»Manchmal ist das, was die Seele braucht, nicht, leeren Worten eine Bedeutung abzurufen: Gebeten und Bekenntnissen, an die du nicht wirklich glaubst. Stattdessen müssen wir die Seele Worte finden lassen für die unausgesprochenen Bedeutungen in uns. Um das zu tun, musst du ihr eine Stimme geben. Das ist nicht einfach, mein Sohn. Nicht am Anfang. Es ist keine leichte Aufgabe, aber ... schreib alles auf. Streiche nichts durch. Lüg nicht und erklär nicht und verdreh nicht die Tatsachen. Es gibt außer dir selbst niemanden, vor dem du etwas zu verbergen hast.«

Ich folgte seinen Anweisungen. Ich glaube, davon habe ich dir nie erzählt. Es kam mir nie passend vor – trotz all unserer gemeinsamen Ausflüge ist mein Glaube für mich immer etwas sehr Persönliches gewesen, genau wie für deinen Vater sein pragmatischer Atheismus. Viele Jahre lang wurde mein Tagebuch zu einer Kommunikationsform – die mir erlaubte, mit einem anderen zu sprechen. Es war Pater Michaels, der mir beigebracht hat, dass man dafür nicht auf die Knie oder in die Kirche gehen muss.

Seite um Seite floss damals Tinte aus mir heraus wie Blut aus tausend Schnittwunden. Das Bedürfnis zu beichten hat mich nie verlassen: die heilende, kathartische Kraft, die darin liegt, sich der Welt und anderen mitzuteilen. Ich war besessen davon. Aber die Wahrheit ist, mit der Zeit wurde es zu viel. Als das mit Santi und

dem Krankenhaus passierte, musste ich Abstand gewinnen, mich davon entwöhnen, mich wieder aufrappeln. Zu genau hinzusehen, hätte mich in den Wahnsinn getrieben.

Und doch geschehen jetzt zum ersten Mal seit sehr langer Zeit Dinge, die ich nicht verstehe. Ich habe das Gefühl, dass ich sie jemandem mitteilen muss, und wenn es nur dazu dient, mir selbst einen Reim darauf zu machen. Das ist ja schließlich mein erklärtes Ziel, nicht wahr, Hattie? Den Dingen einen Sinn zu geben.

Aber ich stelle fest, dass ich mein Tagebuch jetzt nicht einfach weiterführen kann, nicht so wie früher. Die Worte sind falsch. In ihnen hallt eine kalte Leere.

Ich schreibe diesen Brief in der Hoffnung, dass du auf gewisse Weise meine Übersetzerin sein kannst. Es tut mir leid, dass ich dir das aufbürde, aber du bist die Einzige, die ich noch habe. Du musst jetzt – was, vierzehn sein? Es war doch dein vierzehnter Geburtstag, an dem ich mit dir zum Stand-up-Paddling gegangen bin, oder? Dann bist du vielleicht alt genug, um zu verstehen, was eine Beichte bedeutet. Aber in Wirklichkeit hofft ein Teil von mir, dass Ben das hier verstecken oder verbrennen wird. Tatsächlich gehe ich davon aus, dass es vermutlich verbrannt werden wird. Aber mir fällt niemand anderes ein, niemand, den ich nicht bereits weggestoßen habe.

Ich glaube nicht mehr, dass Gott mir zuhört.

Ich habe heute einen alten Freund sterben sehen. Ich wollte das hier frühzeitig gesagt haben, damit es für dich nicht als Schock kommt. Ich verspüre nicht den Wunsch, dich zu erschrecken, aber ich sitze hier, starre auf die Kameras und ringe verzweifelt um eine Erklärung. Ich bin nicht sicher, ob ich das schreiben darf. Ich habe keine Ahnung, wie ich dir diese Zeilen überhaupt zukommen lassen soll. Ich musste es nur einfach mit jemandem teilen, mit irgendjemandem.

Gestern kam ich in New Mexico an, um hier meiner Arbeit nachzugehen. Meiner eigenen Arbeit – es ist keine Auftragsarbeit, eher eine persönliche Erkundung, auf die mich bizarre und widersprüchliche Berichte über Vogelwanderungen in dieser Region gebracht haben. Es scheint, dass plötzlich alle Schwalben, die normalerweise über den Winter nach Süden ziehen, vorzeitig zurückkehren.

Als würden sie vor etwas fliehen.

Das mag eine seltsame Spur sein, der ich da nachgehe, aber du weißt ja, wie gerne ich reise. Allein in meiner staubigen Londoner Wohnung zu leben, ist ermüdend und anstrengend, manchmal spüre ich förmlich, wie mein Gehirn schrumpft. Und letztes Jahr beim Hubble-Start in Florida – dem Weltraumteleskop, von dem ich dir erzählt habe – habe ich genug verdient, um es mir leisten zu können, eine Zeit lang meinen eigenen Interessen nachzugehen.

Ich checkte im Historic Taos Inn ein, einer originellen Unterkunft, die sich über mehrere Lehmziegelhäuser erstreckt, und war dankbar, im Januar hergekommen zu sein. Ich war schon einmal im Sommer in New Mexico – erinnerst du dich an diesen *furchtbaren* Physikerkongress? –, und da war ich klatschnass vor Schweiß, sobald ich auch nur einen Fuß aus dem Flugzeug gesetzt hatte. Im Winter ist es merklich kühler, und trotz der leeren, wüstenartigen Landschaft erinnern mich die kalten Winde ein wenig an London.

Als ich zu meinem Zimmer geführt wurde, musste ich darüber lächeln, wie stolz die Inhaber auf die Geschichte ihres Gasthauses waren. Alte Bilder und Plakate an den Wänden schrien einem förmlich entgegen, dass dieser Ort über hundert Jahre alt war.

»Das Hauptgebäude stammt aus dem neunzehnten Jahrhundert«, berichtete mir der Portier mit geschwellter Brust. »Es ist voll von Geschichte.«

Vor meinem Zimmer stellte er meinen schweren Koffer an die Tür und wünschte mir einen schönen Abend. Ich stand mit dem Schlüssel in der Hand da und lächelte ihn an, und er blieb stehen und lächelte zurück. Wie dämlich ich gewirkt haben muss, als ich ihn da so anstrahlte. Ich brauchte gute zehn Sekunden, bis mir einfiel, dass in diesem Land Trinkgeld zum guten Ton gehörte. Ich wühlte planlos in meinen Taschen und murmelte eine armselige Mischung aus einer Entschuldigung und einer Ausrede über unterschiedliche Sitten. Es gelang mir, einen steifen Zehndollarschein herauszuziehen, und der Mann verschwand prompt.

Mit einem Seufzen drehte ich den Schlüssel im Schloss meiner Tür, einfach erleichtert darüber, ein wenig Zeit für mich zu haben.

Das Zimmer war nicht leer.

Zwei Männer warteten auf mich. Der erste stand direkt vor mir: ein imposanter Mann mit durchgedrücktem Rücken und militärischer Haltung, groß und breit, seine Schultern passten kaum in seine Anzugsjacke. Er überragte mich, und die grau-schwarzen Stoppeln in seinem dunklen Gesicht sahen so aus, als verdeckten sie Narben. Seine ledrige braune Haut sprach von einem Leben, das von der ein oder anderen exotischen Erfahrungen zu viel gezeichnet war.

Ich brauchte einen Moment, um auch den zweiten Mann hinter ihm zu bemerken. Er saß am Schreibtisch – ein blasser Weißer mit grauem Gesicht und verblichenem Haar, wie auf einem alten Foto. Der Schatten der Vorhänge fiel auf seinen braunen Polyesteranzug und ließ ihn fast mit dem dunklen Holzstuhl verschmelzen. Vor ihm stand eine geschlossene Aktentasche.

»Mr Tunmore«, sagte der erste. »Wir haben auf Sie gewartet.«

»Ja, das sehe ich«, entgegnete ich und zwängte mich an ihm vorbei ins Zimmer. »Ansonsten wäre das hier ein erstaunlicher Zufall.«